

Illustrierte Frauen-Zeitung

Hest 7. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierzehnhalbjährlich 2½ M.

→ Berlin, 1. April 1894. ←

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierzehnhalbjährlich 4½ M.

XXI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Ein moderner Midas.

Von Marie von Olfers.

(Schluß.)

8.

Schon oft hatte Gabriel vor dem Ruin all seiner Hoffnungen gestanden, aber noch nie so! Hah, Reid umlagerten ihn wie Turiere! Welch eine unheilvolle Macht war die des Herzens, der er bis jetzt auch nicht das kleinste Plätzchen in seinem Leben eingeräumt. Schal, oöe widerte dieses ihn an.

Seine paar Sachen waren bald gepackt. Mochte Liza zu Wendelin sagen, was sie wollte, ihm war es gleich. Er konnte jenen nicht mehr sehen, nicht die Lustigkeit der Kinder ertragen. Heimlich ging er fort. In der reizlosen Halle eines Bahnhofs wartete er auf den Zug. Wie das durch einander hastete, jeder hatte ein Ziel, nur er nicht. Schwer, gleich grauem Gewölk lastete die Empfindung für Liza auf seiner Seele; auch sie konnte Leiden schaffen!

Er war bald wieder zu Hause. Zu Hause! Das war feins, ein Wirthshaus war's, wie all die andern. Niemand, der ihn erwartete, niemand, der ihn lieb hatte, nicht einmal Hund oder Katz. Erst dachte er daran, zu Maria zu gehen; doch was konnte sie ihm sagen? Er fand keinen Trost darin, daß allgemeine Elend zu lindern, es erschien ihm gering gegen seinen individuellen Schmerz. Nur die alte Stelle, die alte Heimat gaben ihm kurze Ruhe. Dort hatte Liza ihm gehört, dort sah er ihr liebliches Bild ungetrübt, ihm zugewandt voll Mitleid und Reinheit.

Als Wendelin nach Hause kam, begriff er des Freundes Abreise nicht.

„Es sieht Dir gar nicht ähnlich, den lieben Menschen fortzulassen,“ antwortete er auf alle Gründe, die sie hervorriefen.

Der wahre Grund wollte nicht über ihre Lippen. Eine seltsame Scheu hatte sie verhindert, von dieser Kinderliebe zu sprechen. Ihr war, als ob sie mit dem Wort einen Schatten aus dem Grabe wedkte, der ihr heiteres Leben verdüstern könnte. Ja, sie hatte ihn geliebt, so heiß, daß sie einst daran zu sterben glaubte.

Wendelin hatte sie in dies Dasein zurückgebracht, und jetzt liebte sie ja nur ihn, mit Freude, mit Wonne, wie sie Gabriel nie geliebt. Und nun, — nun kam der und riß den Schleier von ihrer Seele und zeigte die Stelle, die ihm gehörte, noch gehörte, ja, denn sie vermochte nicht, davon loszutkommen. Die ganze Nacht rang sie schlaflos in Qual und Angst. Wie konnte dieser Jammer um Gabriel in ihr erwachen, solch ein leidenschaftliches Weh? Es drängte sich zwischen sie und Wendelin. Wendelin, den sie liebte wie keinen, mehr als ihre Kinder! Sie hielt Gericht über jeden ihrer Gedanken, dennoch schwärmt sie immer wieder abwärts, dem Unglücklichen nach, sorgend, auf Tritt und Schritt ihn begleitend, als sei er ein Theil ihrer kranken Seele, die er gefangen hielt.

Weßhalb beunruhigte es sie jetzt? Hatte sie ihn nicht aus ihrem Leben verbannen können, fast vergessen, nie daran gezweifelt, daß es ihm gut ging? Ja, da lag's! Damals hielt sie ihn für glücklich oder meinte doch, er sei gegen solchen Kummer gepanzert wie ein hörnerer Siegfried; und nun hatte sie die Stelle gesehen, an der er verwundbar war, und ihr schien, als hielt sie die scharfe Spieße und trafe ihn täglich, ständig, ihn, dem sie an seiner Mutter Todtbette versprochen, daß sie helfen wolle, ihn vor allem Nebel zu bewahren!

Damals hielt sie sich für ein Nichts in seinem

Leben, jetzt wußte sie, sie war ihm alles. Wie war dieser schreckliche Knoten zu lösen, ohne etwas in ihrem Herzen zu zerreißen, das sie immer schmerzen würde?

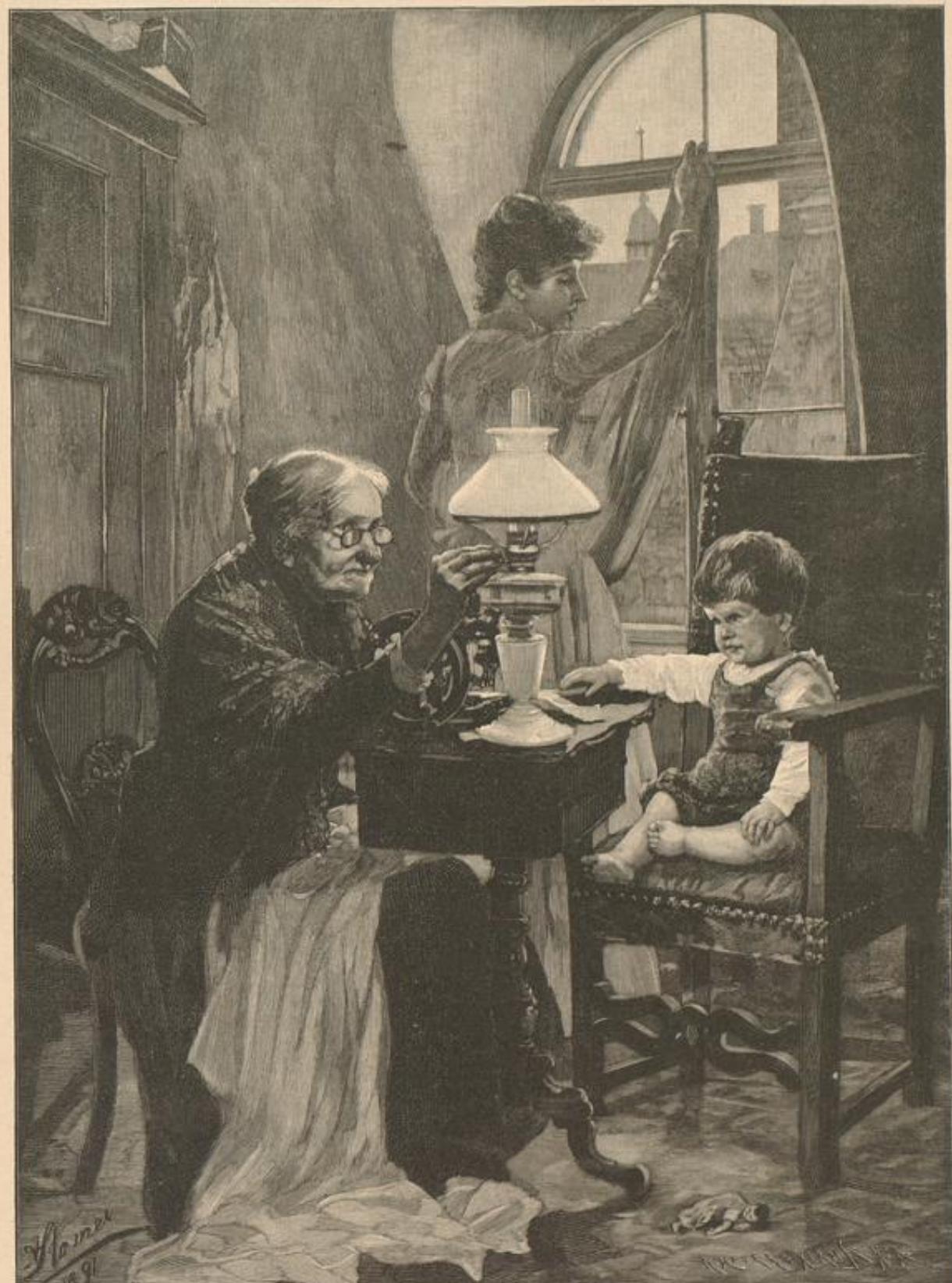
Sie wurde bleich und trank. Mit trauriger Verwunderung sah es Wendelin und brachte ihr berühmte Alerzie. Keiner konnte ihr helfen. Man schickte sie fort in Bäder, in schöne Gegenden. Sie, die sonst keine Stunde von den Kindern ging, ließ sich alles gefallen; Wendelin verließ sie nicht. Trübe Nebel deckten die schöne Gegenwart. Statt der herrlichen Fluren, die sie umgaben, sah sie nur den dunstigen Canal und neben sich Gabriel.

9.

Er ward ein einsamer Mann. Maria lebte bei den barmherzigen Schwestern in M....

Nun mied er sogar die alte Heimat, saß stundenlang im Stadtpark, der sich nahe daranschloß. Kein Wetter war ihm zu schlecht; und so wurde es Winter und wieder Sommer. Ein Interesse hatte er aber doch; er sah, wie Ezechiel behutsam einen jungen Mann hinausführte, als die warmen Tage kamen, und dann fortging, um diesen nach Stunden wieder zurückzuholen.

Gabriel wußte, es war Johannes. Ezechiel brachte



Dachstuben-Idyll.

Nach dem in Chicago preisgekrönten Bilde von Agnes Stamer. — Siehe Seite 56.

auch Bücher, in denen Johannes eifrig las. „Der ist ein Studirter,“ hatte Ezechiel gesagt, „der hat Ideen und Pläne in seinem Kopf; wenn er einen Körper und Geld danach hätte, er würde eine ganz andere Rolle spielen. Kräftige, junge Menschen, die ihr Leben genießen wollen, haben oft nicht Zeit, so klug zu werden wie die Kranken und Schwächlichen.“

Eines Tages aber, es war wohl die Frühlingslust, wandelte den armen Burschen eine Ohnmacht an. Es sammelten sich sofort Leute. Gabriel sah es, eilte herzu und hielt den Kranken und suchte ihn zu beleben.

„Es ist nichts,“ zeigte eine in der Nachbarschaft wohnende dicke Obst- und Gemüsefrau, „was steht ihr hier und hältet Maulaffen feil! Der junge Mensch ist schon oft geneien. Er denkt immer, er kann leben wie unsereins, und ist doch ein Krüppel. Man muß sich eine Raison machen,“ und sie stellte eine saftige Frucht zwischen die dicken Lippen.

„Einer verträgt's, der andere nicht,“ fuhr sie dann fort, „nu liegt er wieder da, und der kleine alte Mann kann sehen, wie er ihn nach Hause schafft! Weßhalb lädt er sich auch anderer Leute Last auf.“

Eben kam Ezechiel eilig daher. „Er muß doch frische Lust haben, der Arzt will es,“ äußerte er entschuldigend. „Als ob die Lust bei Ihnen nicht gut genug wär' für so einen. Solche Leute wissen nie, was ihnen nun noch zukommt, vornehm thun sie bis zuletzt; für's Gewesene giebt aber keiner etwas. Die Mutter ist noch schwächer. Mein Himmel, die läßt sich von niemand ein Wort gefallen, rennt geradezu in ihr Verderben! Nu, lange dauert's auch mit ihr nicht, dann hat sie körperlich abgewirthschaftet. Wie frank sie schon immer aussieht!“

„Ich helfe Johannes nach Hause zu bringen!“ sagte Gabriel.

„Wenn Sie so gütig wären, gnädiger Herr!“ rief Ezechiel erfreut, „man wird älter und schwächer. Die Mutter kommt noch nicht.“ Er sah sich scheu um.

„Auch in Angst vor ihr!“ höhnte die Dicke, „vor der sind Sie sicher, die ist doch wo anders, die muß ja eine halbe Meile laufen, ehe sie Arbeit kriegt.“

„Ein reicher Mann,“ flüsterten die Nachbarn, „der könnte Geld geben.“

„Es wäre wenigstens seine verdammte Schuldigkeit,“ murkte die Dicke, als Gabriel den Bewußtlosen forttrug. „Wer mäßtet die Reichen? Wir Armen!“ Dabei sah sie aus, als hätte sie sich wenigstens vom Fett eines Duzends ihrer Mitbürger genährt.

Als Johannes die Augen aufschlug, erkannte er Gabriel nicht; wie sollte er auch? Was war aus dem lebensfrohen, vausackigen Kinde geworden? Durchsichtig, bleich sah er aus, fast wie ein Mädelchen. Gabriel kamen all die tollen Spiele wieder in den Sinn; dann der böse Schluss. Es gab ihm einen Stich in das Herz; bis jetzt hatte dieses ihm wie ein Stein in der Brust gelegen, nun fühlte er, daß es noch lebte.

Alles besser, als es so tot mit sich herumzutragen!

Außer Lissa hatte er nur noch dies Kind geliebt. Es lag etwas von ihrer Reinheit des Ausdrucks in dessen klaren, blauen Augen. Er saß an seinem Lager, lange Zeit, erstaunte immer mehr, wie viel der Jüngling wußte, wie er voller Interessen war, — Interessen, die auch in sein Fach schlügen und lühne Pläne, Erfindungen betrafen.

Ezechiel meinte, sie könnten sich ja öfter im Park treffen; und so wurden bestimmte Stunden verabredet, für den Fall, daß das Wetter und Johannes Gesundheit es erlaubten.

Zum ersten Mal durchwärme Gabriel wieder eine Art Glücksgefühl. Wenn sie auch kein Geld nicht wollten, hier konnte er auf andere Weise helfen, indem er dieser armen jungen Seele Freuden gab durch seinen Verkehr. Die Mutter brauchte es ja nicht zu wissen. Das hatte sich Ezechiel ausbedungen.

Johannes erwarb durch Abschreiben Geld. Es sah auch in dem Dachkämmerchen nicht übel aus. Vor dem Fenster sogar ein paar Blumen. Nach dem bösen Zalle, den er als Kind gethan, hatte selbst der Vater gesagt, besser, gleich tot, als ein Krüppel. Nicht so die Mutter; leben sollte er, nur leben! Welche Wonne daher, als sich die bleichen Lippen färbten. Er wuchs ihr in das Herz durch Roth und Pflege wie keines der andern Kinder. Alle verliebten sie, gerieten auf Abwege, wurden leichtsinnig, läuderlich, genüßsüchtig; nur dieser ward es nicht. Die Brüder meinten, weil er nicht könne; wie sollte solch ein armer Krüppel wissen, was leben heißt!

Der Mutter und Johannes erwuchs eine große Seligkeit aus dieser kümmerlichen Existenz, die sie fest an einander setzte. Vielleicht erlebten sie mehr Glück als die andern, die es weit herum in der Welt suchten. Möglich, daß einer es fand; die Mutter erfuhr es nie, trotz Telegraph und Eisenbahn getrennt von ihnen auf immer, getrennt dem Herzen nach.

Der Vater starb. Das Vermögen schwand. Ihr größter Schatz, dieser Schmerzenssohn, blieb. Eisernsüchtig bewachte sie ihn. Nur ihr sollte er alles danken, ihr gehören. Ezechiel mußte es sehr flug ansingen, um beiden zu helfen.

Welch ein Glück, bei einander zu sein! Sie sagten es sich oft wie zwei Liebende. Kam eine Sorge, verbarg einer sie dem andern oder fand Trost, sie ihm zu klagen.

Sie nähte und sticke; immer fanden sich noch gute Leute, die etwas brauchten. Roth litten sie nicht. Freilich, oft seufzte sie, daß sie ihm nicht mehr Hülfe und Erleichterung geben könne, er antwortete dann immer: „Die beste Hülfe ist Deine Liebe.“

Von Gabriels Reichthum wußte sie; auch wie er Lissa verloren.

„Ich beneide ihn nicht,“ sagte sie, „ich habe mehr als er.“

Heimlich aber bildete sich ein reizendes Einverständniß zwischen Johannes und Gabriel. Dem jungen, lebendigen Geiste war es eine wahre Erquickung, von all dessen wunderbaren Fahrten zu hören. Sie arbeiteten manche Stunde mit einander. Jetzt kam Gabriel auch zu den Zeiten, wo er sicher war, die Mutter nicht zu treffen, und nun wußte Johannes auch, mit wem er verkehre. Langsam wollte dieser seine Mutter darauf vorbereiten. Sollte sie sich nicht freuen müssen, wenn er glücklich wäre, wenn durch Gabriels Mittel ein Plan ausführbar wurde, den er schon immer heimlich mit sich herumgetragen?

Die Mutter hatte bereits lange bemerkt, daß etwas Neues den Sohn beschäftigte, daß seine Augen glänzender wurden, daß er etwas vor ihr verberge. An Gabriel dachte sie nicht im entferntesten. Ihr mißtrauisches Herz beobachtete sonst genau. Ezechiel hatte auf ihre Fragen geantwortet, Johannes hätte eine interessante Arbeit erhalten; der Verkehr mit dem fremden Herrn belebe ihn. Er, Ezechiel, könne ihr nicht erklären, was es sei; sie, die Mutter, und er wären viel zu dumum dazu, um die Arbeit zu begreifen.

Johannes sagte ihr nichts. Früher hätten diese Dinge sie auch nicht interessirt; dieses Mal aber beschäftigte es wie eine Ahnung ihre Seele, und eines Abends trat sie eine Stunde früher als sonst ein, um den Herrn zu sehen.

Keines Wortes mächtig, stand sie vor Gabriel; sie erkannte ihn gleich. Wie einen Geist starrte sie ihn an.

„Sie waren's, Sie!“ brachte sie endlich mühsam hervor. „Was wollen Sie hier? O, ich weiß es, Sie stehlen mir sein Herz, Sie ernten, wo Sie nicht säet, Sie können ihm mehr geben als ich! O Johannes, daß Du mir das anhören konntest!“

„Er ist mein Wohlthäter, Mutter, ich werde Dich durch seine Hülfe reich und glücklich machen.“

„Bist Du denn nicht glücklich gewesen? Hat Dir etwas geschehlt?“

„Meine Mutter, aber Du sollst nicht mehr so viel arbeiten.“

„Nicht mehr für Dich arbeiten, Johannes? War das nicht meine einzige Freude?“

„Wir wollen nun beide für ihn arbeiten, Frau Meisterin,“ sagte Gabriel, ihr die Hand bietend.

Sie nahm sie aber nicht an, sondern warf sich schluchzend über den Sohn. „Ich kann mit ihm nicht theilen,“ rief sie, „war er nicht der Anfang unseres Elends? Hat er noch Dir gefragt, als Du mit zerbrochenen Gliedern am Boden lagst? Hat er Dich gepflegt Tag und Nacht, Jahre um Jahre wie ich? Willst Du seine Hülfe jetzt meiner vorziehen?“

„Nein, Mutter, nie werde ich das thun!“

„So sag ihm, daß er gehe, daß er uns beide weiter in Frieden leben lasse ohne ihn; wir waren ja so glücklich!“

Johannes kämpfte schwer mit sich, dann reichte er Gabriel seine Hand. „Ich danke Ihnen, — aber leben Sie wohl! Mit einer Mutter darf man nicht rechnen. Nie kann man vergelten, was sie einem giebt, und nie größeren Reichthum, größeres Glück finden als in solcher Liebe.“

Gabriel nickte. Die Frau sah ihn nicht mehr an, und er ging sacht zur Thüre hinaus. Drunter stand er ein Weilchen und blickte nach der Stelle, wo die alte Schenke gewesen.

Keiner brauchte ihn! Soviel Land er auch zu eigen hatte, ihm fehlte ein Plätzchen für sein Herz, ein Stückchen Liebe, ein Stückchen Paradies auf Erden. Das hätte er erobern müssen, dafür hätte er sorgen müssen von früh an, denn schon in der Kindheit bereitete man meist die Stätte, wo sich's im Alter wohl ruht.

betreten zu können? Er fühlte eine unausprechliche Sehnsucht nach ihr, nach dem Freunde, nach Kindern, lachen.

Nichts lockte ihn mehr, nicht einmal die Arbeit.

Mancher sah mit Reid zu dem großen, reichen Hause hinauf und war doch in seinem ärmlichen Stübchen weit reicher als er.

Diesmal ging Gabriel nicht fort; was er suchte, fand er doch nirgends. Man sah ihn oft einsam auf der Stelle stehen, von der seine Lausbahn ausgegangen. Auch Johannes und seine Mutter sahen ihn dort, aber sein Name wurde zwischen ihnen nicht mehr genannt.

„Es ist geradezu Wahnsinn,“ meinte die dicke Vor-gänge beobachtende dicke Gemüsehändlerin, „der Sohn könnte von dem Millionär adoptirt werden, und sie stellt sich dazwischen! So'n starkes Weib, den Tod dicht dabei, der ihr täglich den Garau machen kann! Giebt's was Tolleres als diese sogenannte Liebe? Bei uns war das sonst nicht Mode, das ist für seine Leute. Ich wär' meiner Mutter gut gekommen, wenn sie mir solch ein Glück verschlagen hätte!“

Ezechiel antwortete ihr dann meist: „Davon verstehen sie nichts, Frau Stumps! Glück ist eine eigene Sache; jeder sucht's auf seine Art, und die beiden haben es gefunden, dafür steh' ich Ihnen!“

So vergingen mehrere Jahre. Ein dunkler November setzte mit trüben Regenfällen ein. Alles Licht schien erstorben. Wohl dem, der ein trauliches Heim, von lieben Gesichtern erhellt, besaß! Gabriel fühlte es nicht denn je. Von Maria erhielt er oft Klare, liebe Briefe; sie wenigstens war glücklich. Die Eltern hatten sich getrennt. Jedes ging einen neuen Weg. Fremde Leute lebten in der Villa, die, um geringen Preis verkauft, wie ein abgelegtes Puzzled ausgab: der Springbrunnen versiegte, die Amoretten verwittert, verfallen die zierlichen Grazien auf dem Holz-Balcon! Es schien, als wolle die alte Zeit sich dort wieder geltend machen. Gabriel war es recht. Er setzte sich auf den verwitterten Brunnenrand und träumte. Zuweilen kam dann der kleine Händler und brachte Nachricht von Johannes, nahm auch dies oder jenes Buch für diesen mit. Es waren Gabriels beste Stunden. Heute wartete er recht lange auf den freundlichen kleinen Mann, der aber ausblieb. Schon wollte er aufstehen, nach Hause gehen, denn es war bereits ganz dunkel geworden; da fühlte er eine Hand auf seiner Schulter.

Unwillig wandte er sich um. Er kannte kaum erkennen, wer es sei; endlich wurde es ihm klar: Johannes Mutter! Rasch schüttelte er sie ab. „Wir haben nichts zu theilen,“ sagte er, wie sie damals.

„Das will ich auch nicht,“ flüsterte sie heiser, „Sie sollen ihn ganz besitzen, meinen Johannes, ganz!“

„Und Sie glauben, ich werde das annehmen, nach dem, was Sie gesagt haben?“

„Ich sterbe,“ sprach sie fast lautlos. „Zeigt hat mich noch, aber dann?“ Sie falte die Hände. „Aber dann? — Ich komme vom Arzt; eben hat er mir die Wahrheit gesagt, es kann jeden Augenblick mit mir zu Ende sein, längstens dauert es noch ein paar Wochen. Johannes weiß nichts.“

„Und da glauben Sie, daß ich nun gleich eintrete werde?“

„Härteres konnte mir nicht geschehen, als hier zu stehen und zu betteln, daß Sie mein Kleinod annehmen mögen, mein Glück! Aber ich weiß, er liebt Sie, er vermisst Sie.“

„Dafür gab er mich leicht auf.“

„Ich war Schuld, seine Mutter; wie konnte anders! Nicht wahr, Sie lassen ihn mir noch, solang ich da bin, Sie gönnen mir noch die letzte Freude, die letzte Liebe?“

„Als ob ich Ihnen das nehmen könnte! Gegen Sie bin ich ihm nichts, er wird Ihnen nachgehen.“

„O nein! Nein, sagen Sie das nicht, er hat viel mehr Lebenskraft als man denkt, man muß ihn nur pflegen. Sie werden Freude haben. Ein dankbares Gemüth giebt es nicht. Seien Sie barmherzig, tragen Sie mir die bösen Worte nicht nach!“

„Ich werde ihn nicht verlassen,“ antwortete Gabriel, „ich werde da sein.“

„Gott segne Sie dafür,“ stammelte die arme Frau und verschwand im Dunkel.

Schon nach wenig Wochen ward Gabriel von Ezechiel geholt. Möglich war die arme Frau tot umgefunden. Johannes lag bewußtlos neben ihr.

Gabriel fürchtete erst, es würden zwei aus dem kleinen Zimmer getragen werden, denn der Jüngling schien selbst ein Todter.

Lange schwiebte er zwischen Leben und Sterben, nur nach der Mutter, wollte ihr nach, antwortete auf Gabriels Sorgen und Pflegen einzigt mit Stöhnen und Zimmern.

„Ich begreife nicht,“ sagte die dicke Obsthändlerin.

so e Hiobs-Botschaft, aber, Gott sei Lob und Dank, was Herzzerreichend's ist's net, blos, daß die Lotte, — daß die Lotte, — sie ist g'sund und wohl, — blos kommen kann's net! — Na, jetzt is' raus, aber essen kann i net, und Du au net, i seh' scho', und die Laubfrösche! —

Das alte Pärchen hockte auf dem Küchentisch nieder und weinte die Aufregung und Enttäuschung aus, bis sich zuletzt die Frau mit einer heldenmütigen Anstrengung aufstießte: "s Kind ist g'sund, — s ist e Sünd' z' weinen. Was schreibt sie denn?" Sie zog den Mann in die Stube. Einen abschiednehmenden Blick warf sie nach dem Hadbrett in der Küche. "Es hält' bis Abend, ich rich' s zum Nachtheile, — aber dem Julius, dem herzlosen Kracher, möcht i's a'streiche, wie er uns zum besten hat! Jetzt hört mir sei' Östere." Sie rieb sich die Augen, schnäuzte sich dröhnend und griff nach dem dünnen Briefchen. "Ach, die Schöpfung! Guck au de Lotte! Jez' weiß die in Frankfurt, daß hier Ostermontag die Schöpfung aufgeführt wird. "Weh, bitte hinein, ich würde schrecklich traurig sein, wenn Ihr allein zu Hause gejessen hätten. Ich habe auch eine Einladung hier und will den ganzen Nachmittag an Euch denken. Es ist ja Euer altes Lieblingswerk, Euer Liebes- und Verlobungsstück; also statt daheim zu bleiben und Trübsal zu blasen —."

"Es mag ihr auch nah genug geh'n," seufzte Schaible.

Die Mutter erröthete etwas und blieb verlegen vor sich nieder; dann richtete sie bang und fragend ihre Blicke auf den Mann. "Sie schreibt so, — so obenhin, — nichis von Leidstein, — jag", Mann, die Lotte, — s ist ja nur 'n Kind, sie wird uns doch nicht vergessen allgemach?" — Es brauchte Stunden, bis diese lebte betrübende Vorstellung überwunden war.

Am Ostermontag, nachmittags vier Uhr, standen die Alten treulich unter den Bilsch-Heischenden an der Kasse des Königsbauens, wie die Lotte es von ihnen verlangt hatte.

Sie hätten kaum geglaubt, daß sie's erreichen würden, so viel hatte sich in die zwei Tage gedrängt, so viel Muthraubendes, Aufregendes. Es ging aus von der armen Emilie. Gleich am Chortitag war Frau Schaible hinausgefahren nach Untertürkheim zu den Pflege-Eltern, um zu hören, ob die Leiche gefunden sei. Ach, waren das Menschen! Sprachen nichts als von der Unantbarkeit der Todten, die jetzt, da man sie mit Müh und Opfern groß gezogen, statt einer endlich sälligen Gegenleistung sich allem entzog und Kummer und Schande über sie brachte. "Ein Mädel, das arbeiten will," hieß es, "findet immer ihr Brod, und die Emilie hat jo ein Schema für's Kleidermachen gehabt und für's Frisieren; warum ist sie nicht Kammerjungfer worden, wie man ihr a'boten hat?"

"Aber sie hat nun die Musik im Leibe gehabt, ganz wie unsere Lotte," erierte Frau Schaible, solcher Engherzigkeit gegenüber doppelt auf Entschuldigung bedacht, in den dunkeln Augen, da lag's! Nein, daß die so jämmerlich hat zu Grund geh'n müssen!" — "Ja, s'ischt e Kreuz für uns!" sagte die Pflegemutter mürrisch und wischte sich das Gesicht.

Voll Empörung lief Frau Schaible davon, das kleine Notizbuch mit den Abschiedsworten in ihrer Tasche; sie hatte es dem fünfjährigen Max weggenommen, der damit gespielt hatte. "Armes Kind! Armes Kind! Ach, meine Lotte, Gott schütze und bewahre Dich!"

Am Sonntag früh kam eine Postkarte, daß die Leiche aufgefunden sei; heute nachmittag werde sie begraben; auch habe der Pfarrer Stähle gesagt, er wolle am Grabe sprechen.

"Das ist schön von ihm; ich hätt's nicht gedacht," meinte Frau Schaible.

Gelt, wir nehmen blos Bilsch bis Cannstatt, das Wetter steht gut zum Laufe. Schon' Di au, denkt' an d' Lotte," mahnte der Mann, denn Frau Hermine hatte schon wieder feuchte Augen.

Sie machte eine wegwerfende Handbewegung: "D jeß, wo de Lotte nicht kommt, iß's ein's!" Und an Dein' Mann denkt' net?" Bittend sah ihn die Frau an: "Dass doch zwei Menschen wenigstens an ihrem Grab stehen, wo wissen, — wo fühlen?" — Sie verstummte, er nickte ja schon bereitwillig. Der Epheustod, — sie hatten vor drei Jahren ein Zweiglein vom Bopser mit heruntergebracht, und es war so statlich geworden, — sollte mit hinaus auf den Friedhof. "Aber was sagt die Lotte, wenn ihr Epheu immer da ist, Frau?" "Ich schreib's ihr; für die Emilie ist ihr nichts zu schön!" "Ja, die zwei haben sich gern gehabt." Gott schützt uns, stammelte die Frau mit einem angstlichen Blick geradeaus, als wolle sie die Zukunft durchdringen.

Dann an der offenen Grube, im Frühlingswind, der das fahle Gras peitschte, unter den ziehenden Wolken, die massig und grau über den braunen Hügeln hingen, — der kleine Friedhof voll neugieriger Gesichter, der Pfarrer im Mittelpunkte, neben ihm die mit Anstrengung weinende Pflegemutter und ihr Mann mit abgezogenem Hut und einer verlegenen, reuevollen Verdrücklichkeit in dem stumpfen Gesicht.

Was der Pfarrer sprach, klung den weichherzigen alten Leuten noch immer nicht milde genug. Als sich die Menge verlaufen hatte und auch die Pflege-Eltern gegangen waren, betrachteten Schaible's erschüttert den nackten, schwarzen Erdhaufen, den man über das Grab getürmt hatte, und pflanzten endlich den Epheu, für den der Todengräber später zu sorgen versprach, vorläufig in den losen Boden.

Die vielen Wurzeln, sich, — er hatte keinen Raum mehr in der Scherbe! Da darf er sich ausbreiten, meinte Frau Schaible. Und sorgsam breiteten beide die langen Rauten über die frische Stelle, bis diese im dunklen Grün schimmerete. In langen, sehnüchtligen Tönen sang eine Amsel in einer

Trauer-Gesche, während sie arbeiteten. Glashell, kristallklar, lautet Erlösung, Befreiung, Auferstehung. "s ist, als wär's der Emilie ihr Geist," murmelte die alte Frau. "Denk, Vater, siehst Du, wenn wir net kommen wären, gar niemand hätt' sie g'habt".

Ganz unvermerkt war es dann Ostermontag geworden, ein strahlend heller Tag. Aber dem alten Pärchen lag ein grauer Schatten auf allem und wollte gar nicht weichen. "Was die Lotte wohl heut' morgen thut? Jetzt gleich nach dem Fest muß man's ihr schreiben mit der Emilie; aber i bin z' feig, es wird ihr arg a' thun*." Zu Mittag hatten sie ein schmales Lammbrätkästchen; es gefiel ihnen nicht, war weichlich, nur Knochen und Fett. "Damit hätten wir kein' Ehr' eingelegt bei dem Kind. Und eingeladen ist's heut' nachmittag? Wo denn? Mußt doch noch mal im Brief nachschau'n, und wie ist's denn mit der Schöpfung? Geh'n wir, oder geh'n wir nicht? I möcht weniger, aber wenn doch die Lotte, — ja, 's Kind schreibt extra, 's würd' sehr traurig sein; also, gang' mer!" — Und so war's geschehen, daß sie nun doch am Ende der langen Linie vor dem Königsbau standen, sorgenvoll, ob sie noch Platz finden, noch zum Beginne des Oratoriums im Saale sein würden. Das Stehen war etwas lästig, aber der Schloßplatz war heute so schön, so voll

"Morgen, morgen," beschwichtigte der Mann, "heut' ist ja Post mehr offen".

"Sch! Sch!" machten die Umschenden, denn die ersten Zettel erklangen. Da schämten sich die zwei Alten und errötheten an einen Schlag; zum ersten Mal in ihrem Leben war es ihnen begegnet, daß man sie im Concertsaale zur Ruhe verwies.

Frau Hermine hatte oft genug "Sch!" rufen müssen, als passierte es ihr selber, daß sie störte. Ja, wenn man alt wird! Und wenn man sein einziges Kind in der Fremde hat und alle Gedanken bei ihm! Ihr Mann tastete nach ihrem Arm. "Pax auf!" meldete sein leiser Fingerdruck. Ach, war es schon die Stelle?

"Und es ward Licht!" jubelte es durch den Saal, und eine himmlische, selige Helle füllte sich zu verbreiten. Schaible's sahen sich an; über die Sorgensalten in beiden Gesichtern lag sich ein Abglanz des göttlichen Scheins, der sie allmälig veränderte, verjüngte. Nun erst fühlten sie, daß sie hier jetzt fühlten, was kommen sollte, all das Langstgeliebte. Wollte tannte, und die Wellen, die klar und klingend um sie spielten nahmen sie in die weichen Arme und führten sie rückwärts, sich und schmeichelnd rückwärts über zwanzig Jahre. Ihr alse Liebes- und Verlobungsstid! Das Kind wußte es aus ihren eigenen Erzählungen, daß eine Aufführung der Schöpfung sie zusammengebracht hatte.

Wohl hatten sie einander vorher gelaufen. Der arme Chorist, der auch heimlich componierte und fast alle Instrumente leidlich zu spielen verstand, wohnte in einem Hause in der vielgeplagten Clavierlehrerin, und er trafen sich am Kochtheke der Hauswirtin schon seit einem Jahre. Sie waren mit jung damals, behütet! Er an die Vierzig, in Mitte der Dreißiger, aber beide von den Menschenarten, bei der die Elastizität des Geistes, die Energie des Gefühls die Jugendzeit weit überdauert. Sie hatten einander Noten geliehen und musikalisch Begeisterung ausgetauscht. An einem Chorfesttag in nun zweihundzwanzig Jahren belam die Clavierlehrerin zwei Bilsch für die Schöpfung der Musicalien-Händler schenkte sie ihm, er selber am Gehirn verhindert war. Hermine Lotte aber schickte eine der Karten ihres Haussgenossen Schaible auf's Zimmer; in nachmittags um drei sahen sie verlegen und gespannt, ziemlich fremd noch und wortlos nebeneinander auf der obersten Galerie, bis nach dem Tongewirre des Chaos, genau wie heute, das Licht sich ausgoß wie ein breite segnernde Strahlengarbe und ihre Blicke sich zum ersten Mal in einem empfindlichen Verständnis suchenden und findenden Lenden begegneten. Schnell hatten sie sich damals wieder abgewandt, aber nur, um sich prüfend wieder zusammenzuschließen, sobald sie sich von einer Stelle tiefer gepackt fühlten. Der helle Bach, das zarte Taubenzapfen, die Sonne, — ein wonnevoller Brüder zu einem Nieden, stolz und froh, zu rennen sein Bach! Vor Freude brillend steht der Bach da. — In langen Bügeln das Gewürm. — Sie wußten später ganz genau, wie die Stelle hießen, die ihre Blicke zusammengefügt hatten. Und dann in der Arie, wie der Mensch erscheint: Ein Mann und König der Natur, — die Gattin hold und mutig voll, war es ihnen ganz wunderbar ergangen, beiden gleich, wie sie sich's nachgestanden. Da hatte sich in den Augen der Frau der bescheidene Chorist zur Verkörperung stolzer Manneswürde, die blaße, rote Clavierlehrerin in den Augen des Mannes zum Abgriff aller weiblichen Halt verlor, und wie dann Adam und Eva in das entzückte, staunende Stammeln ausbrechen über die große Welt, so groß, so wunderbar! und sich kein Ende wünschen zu anbetenden Wunders, da hatte ihre Freude und ihr Staunen leise Wiedergesungen in den Herzen der beiden Hörer, die sich wieder erkannten in diesem Sturm der Jugendgefühlen, den sie längst hinter sich zu haben meinten. Es ward ihnen schnell buchstäbliche Wahrheit:

Doch ohne Dich, was wäre mit
Der Morgenblau,
Der Abendhauch,
Der Früchte Saft,
Der Blumen Duft!

Sie waren im Paradies mit Adam und Eva, in kindlicher Glut und Dankbarkeit, und als sie heimgingen, sprachen sie zwar keine Silbe, aber ihre Hände hatten sich verschlungen und die Erklärung war gemacht. Von diesem Abend an betrachteten sie sich als Brautpaar, und sechs Wochen später ließen sie sich ganz still und heimlich trauen. — Es verging ein halbes Jahr, ehe sie zusammenziehen konnten, was sehr zur Verwunderung der Haussleute geschah, die ihr Verhältnis erst dann erfuhrn. Seitdem Schaible die untergeordnete, aber sichere Stellung als Souffleur bekommen, dattire der gemeinsame Haushalt, Lotte, das einzige ihnen bescherte Kind, ward in einer zärtlichen Einsiedelei auferzogen, die Dritte im Bunde, Kind, Liebling, Abgott, Lebenshoffnung, Glück und Stolz. Und nun sie mögen sollen, so lange schon!

Hermine Schaible kämpfte mit Thränen, das Gesicht tief über ihre Hände gebeugt. Da zuckte, wie ein Sonnenblitz, der Sopran auf, ein wunderbar süßer, schmelzender Sopran, eine kinderreine, jauchzende Stimme: Mit Staunen sieht das Kind der Himmelsbürger frohe Schar, — wie Lerchenlied über frischbegruñter Aderscholle klang es.

Wer singt den Gabriel? flüsterte Schaible seiner Frau zu. "I weiß net, 's muß vom Cäcilien-Berein — —," dann legte sie leicht den Finger an die Lippen, die Thränen waren verflogen. Frühling! hauchte sie in sich hinein. Ein leiser, fülliger Schauer fuhr ihr über den Naden; sie atmete tief, war ganz



Agnes Stamer. † d. 18. Februar 1894.

Siehe Seite 55.

heiteren Getümels, daß man aller Langeweile vergaß. Die schlanke, weiße Säule mit der beschwingten Fortuna streckte sich glänzend in den lichtblauen Himmel, und mancher Blick flog zu der verheilenden Göttin empor. Blendend spiegelte sich die Sonne auf den steigenden und fallenden Wassern der Fontänen; sogar die Regel der Thujas, die noch vor kurzem so missfarbig dunkel olivbraun ausgesehen, hatten sich in frisches Hellgrün gekleidet. Und droben, gegenüber, wo der Boden der Weinberge noch in seinem warmen Roth durch die lahlen Neben leuchtete, bunte Häuserchen, die zum ersten Male heuer die grünen Läden aufgethan hatten; und auf den weißen, geringelten Straßen, die wie schelmische Fragezeichen zu rufen schienen: wohin führt ich wohl?, jingende, Hütte schwungende Scharen in festlichen Kleidern. Es war eine so zauber aufgeräumte, hell und durchsichtig gesärbte Frühlingscene, wie auf einem Bilde von Schwind. "So ist's in Frankfurt net! Wenn's doch auch die Lotte sähe, wenn sie doch mit uns wäre!" plauderten die Blicke der beiden Alten, sowie sie sich einander zufielen. Endlich war das enge Thor passirt, der beengte Weg oben zwischen den schon dichtbesetzten Bänken und Stühlen zurückgelegt, und sie sanken ermüdet auf die noch freien Sitze. Heiß war's, und halb dunkel nach dem Sonnentag draußen, die Logen-Brüstung nicht zu unterscheiden, weil die Leute Kopf an Kopf saßen; unten im ganz unsichtbaren Saale verlustig eben das Stimmen der Instrumente und das Musikwerk begann, während die Frau ihrem Gesährten mit langem Gesichte zuschüttete: "Jetz' ist die Lotte zu allem andern auch noch um ihr Osterhäusle 'komme, — Du hast auch nicht d' ran denkt. Wenn's net schad wär' um's Geld, kehrt' ich um und macht' ihr noch g'schwind e Pädelle."

*) Anthun, betrüben.

hingegeben an die leuchtenden, fortreisenden Osterflügel. Nun breitete die Flur das frische Grün, — begann die sanfte Arie des Soprans.

Die Frau hob wieder den Kopf, tauchte mit vorgerecktem Hals, mit heftig klopfendem Herzen. Ihr Gesicht überzog sich mit Roth; sie trug die Wut der sühnen Stimme, und ein plötzlicher Hauch schien über sie zu kommen. „Mann, ich finde, — — ich muß immer denken, wenn es nicht ganz verrückt wäre —.“

„Scht!“ machte es hinter ihr. Das angeregte Flüstern ward wieder lästig für die Nachbarn.

Aber sowie der erste Theil zu Ende war und man ein Wort einschieben konnte, tauchten die zwei Alten ihren Eindruck.

„Immer denk' ich an die Lotte!“

„Das Einschenken, nicht wahr? Aber dann die Fülle und Kraft, — wer mag es denn sein? 's ist eppes Dummes, so ohne Programm! Ich geh' g'schwund — —!“

Die Frau hieß ihn am Rücken. „Wozu? Solang bild ich mir ein, unsere Lotte zu hören, wenn ich aber den fremden Namen auf dem Bettel seb' — —.“

Der Souffleur setzte sich wieder, die Nachbarn stöhnten schon über die zwei unruhigen Geister.

Aber der Beginn des zweiten Theils war wieder wie ein elektrischer Schlag in die Seelen der Hörer. „Und Liebe girrt das zarte Laubengpaar, — wie der reizende Locken aus der Fortsetzung auf der nächsten Seite.“



„Dieser nimmt die Sünder an“.

Nach dem in Chicago preisgekrönten Bilde von Marie Gräfin von Kalderth.

Nachdruck verboten.

„Dieser nimmt die Sünder an“.

O Herr, ich bin verachtet und verschmäht!
Nicht eine Seele, die mich noch versteht!
Ich steh' verstummt, erlahmt in Pein,
In starr verlorener Geduld irre ich allein!
Ich weiß ja, weiß, daß ich ein Sünder bin,

Und denten sie mit Fingern auf mich hin,
Sie haben Recht, — — und doch, sie haben's nicht!
Nein, nein! Engherziges Gericht
Der Menschen bricht den letzten Mut!
Du aber sprachest: Sei auch roth wie Blut
Die Schuld, der schwach ihr unterlagt,
Weiß wasch' ich sie wie Schnee, feld unverzagt!
So sagtest Du, und darum hier auf's Knie,
Vor Dir, werf' ich mich hin! Mein Heiland, sich

In's Auge mir! Ich lasse Dich nicht gehen,
Du, Du allein, Du läßt mich auferstehen!
Du, — — Herr, wie wird mir! Welches Licht!
Mein Gott, mein Gott, nein, Du verwirfst mich nicht?
In wunderbarer Milde strahlt Dein Auge mir — —
Danck, heißen Danck! O, ganz zu Dir, zu Dir!
Nicht irr' ich trostlos mehr auf oder Bahm,
Du, Jesus Christus, nahmst den Sünder an!

Johannes Wilda.

Stimme der Singenden girtte! Schaible's hatten sich bei den Händen gesetzt und drückten sie immer stärker. Sie ließen sich von den Tönen wiegen und vergaßen sogar, sich zuzustützen. Diese jauchzende Andacht, dieser Glanz der ersten Zeit! Glückliche Seele, in der es so ausnahm! Was für ein wonniges Lebensgefühl! Das ist, um gesund daran zu werden! — Einen Augenblick sogen die Gedanken zu dem einsamen Grabe, an dem sie gestern gestanden. Du nimmst den Odem weg: in Staub zerfallen sie! Aber wie war es möglich, dabei zu verweilen! Alles Dunkle, Tragische, Unlösbare schien so unwirklich, so unwahr in diesem Rosenlichte. Könnte es möglich sein, daß dort ein junges Dasein in Verzweiflung geendet hatte? — Glückliche, glückliche Seele, die über Grab und Tod hinweg solchen Freudenflüschung, solchen Himmelszug fand! „Was dieser Hahn nun zum zweiten Male an mir thut,“ sprach es im Herzen der Frau, diesmal lautlos und ohne Wirkung auf die Nachbarn. Auch in der Pause, die dem Alleluja folgte, saß sie starr, traumverloren.

Und nun der dritte Theil, das Paradies. Seht das beglückte Paar, wie Hand in Hand es geht! Ja, das war die schmerzenlose, die bessere Welt. Im Reich der Kunst gab es diese unzählig schöne, aus lauter Freude und Liebe gewobene Empfindung, und wenn die Lotte auch jetzt räumlich und körperlich nicht bei ihnen war, bei ihnen war sie doch, wußte sie hier, im Banne der glücklichen, kindlich frömmen Tonseile, wußte sie, daß sie in jedem Augenblick ihrer gedachten. Und diese frohe Verbindung erzeugte die zweite: unsere Tochter fühlt alles wie wir! Sie gehört — wie wir — zu den Begnadeten, für die es jene zweite bessere Welt auf Erden gibt, wo alles sich zu lösen vermag, das Reich der Kunst! Da sind wir nicht Eltern und Kind, da sind wir Geniesende an einer Tafel, Seite an Seite.

„Du, für den ich ward! Mein Schirm, mein Schild, mein All!“ sang die Eva. Nein, es war die Liebe, die Hingabe selbst, die dort sang! Solch einen Sopran hatte Frau Schaible noch nie gehört! Auch der Souffleur war in die Höhe geschoßen, reckte und streckte sich aufgereggt, um in den Saal nach dem Podium zu blicken. Die Kühle des Abends, o wie erquidet sie! „Das ist ein Engel oder — die Lotte!“ flüsterte er seiner Frau zu. Auf deren Gesicht stand ein Lächeln, er wußte es nicht zu deuten, ungläubig, ahnend, wie vor der Schwelle eines Heiligthums.

Das Amen verlangt, auf der Galerie erfolgte schneller Ausbruch; Schaible's waren nicht die Leute, sich in's Gedränge zu mischen, sie ließen alles über sich wegsteigen, dann schlossen sie sich den vereinzelten Leuten auf dem schmalen Gang, den beengten Treppen an. Sie wußten nicht, wie sie hinunterkamen. Als sie aber den langgezogenen Concertsaal erreichten, dessen Thüren offen standen, und wo das letzte Tagesschimmer sich mit dem eben entzündeten Gaslicht mischte, sah Schaible die Frau fester unter den Arm, und in schnellstem Schritt gingen sie bis zur Mitte des mit verschobenen Stuhlrücken dichtbesetzten, menschenleeren Saales. Sie hatten die Blicke geradeaus nach dem Podium gerichtet, wo sich noch einzelne Gestalten bewegten.

Plötzlich kam es hinter ihnen her, leichtfüßig, eilig, und wie sie sich umwenden, rutschte ihnen etwas Rücks, Raschelndes über die Hüte und blieb auf den Schultern hängen, — ein Vorbeerkrantz!

„Aber Mama, ihr lauft doch, als — .“

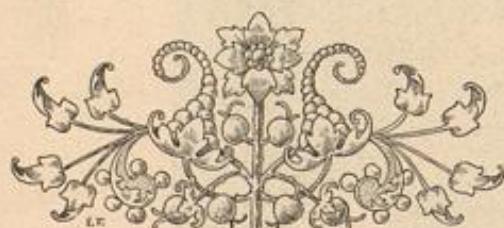
Da stand Gabriel-Eva, — Lotte, und hatte sie mit Zweigen und Ärmeln gefangen.

„Wirst mir doch nicht ohnmächtig, Mama?“

Sie warf den Reisemantel hinter sich und stand in ihrem hellblauen, knappen Fourrure-Kleidchen, das Filzhütchen schief auf dem Kopfe, mit glühenden Wangen und Siegesglanz in den Augen, vor den Eltern. Dann beugte sie sich zu der Mutter, um ihr das Hubard aus einander zu zupfen und sie heiß und verstohlen zu küssen.

„Ihr habt mich doch hoffentlich nicht zu früh erkannt? Nein, wißt ihr, ihr solltet erst mal ganz unparteiisch prüfen, ob ich was los habe! Wie ich hergestommen bin? Ja, die Geschichte ist wenigstens zwei Meter lang. Aber das ist ja alles Nebenjache! Wie gefällt euch denn der Sopran aus Frankfurt? Fräulein L. S., hm? Es war eigentlich ziemlich durchsichtig, nicht? Was? Nicht 'mal 'n Programm gehabt? O Papa, Mama, ihr seid doch auch kein bischen schlau! Habt wirklich geglaubt, ich ließe mich halten?“ —

„Kind, alle Deine Prümeln auf dem Schloßplatz blühen,“ sagte Schaible mit wankender Stimme. Draußen lag schon alles im Schatten, aber auf dem hochgehaltenen Kränze der Fortuna schimmerte noch ein heller, glänzender Sonnenpunkt.



Nachdruck verboten.

Wohlgerüche und Nerven.

Von C. Falkenhorst.

Siehende Stoffe wirken bekanntermassen in ungemein kleinen Mengen auf unsere Nerven ein. Selbst die stumpfeste Rose ist in dieser Beziehung viel empfindlicher als die feinste Chemiker-Voge; so belehren uns z. B. die Physiologen, daß es für den Moschus zur Hervorbringung einer Geruchsempfindung weniger als ein Zweimillionstel eines Milligramms eines weingeistigen Moschus-Extractes bedarf. Wir wollen die Zahl durch einen Versuch verständlich machen, zu welchem Zwecke wir einen Wasserbehälter, der gegen siebzehn Liter fasst, mit Wasser füllen. In dieses Bassin lassen wir dann einen einzigen Tropfen des Moschus-Extractes fallen, röhren das Wasser tüchtig um, und wenn wir hierauf aus dem Bassin einen Tropfen Wasser nehmen, ihm auf der Hand zerreiben, so werden wir noch den Moschusgeruch wahrnehmen! Diese Thatstache sei vorausgesetzt, um den Leser darauf hinzumerksam zu machen, welche höchst energisch wirkende Stoffe

wir in den Duftmitteln vor uns haben, infolge dessen es auch nicht wunderbar erscheint, daß man sich eifrig mit der Frage beschäftigt hat, ob der Blumenduft Menschen töten könne.

In der älteren medicinischen Literatur findet man wohl hier und dort Berichte über Erstickung infolge von Blumendüften; diese soll in solchen Fällen eingetreten sein, wo viele und stark duftende Blumen im Schlafzimmer gehalten wurden. Als besonders gefährlich wurden die Blüthen von Oleander, Jasmin, Quitten, Pomeranzen und Apricosen bezeichnet. Die neuere medicinische Literatur weiß solche Todesfälle nicht auf. Das ist gewiß sonderbar; denn in der letzten Zeit hat sich doch weder der Duft der Blumen, noch die Empfindlichkeit des Menschen verändert, und Blumenliebhaber hat es zu allen Zeiten gegeben, in der Gegenwart sogar weit mehr als früher. Man neigt nun zu der Annahme, daß jene Fälle ungenau beobachtet wurden, daß die Todesursache eine andere war und die Blumen nur den Sündenbock für andere Krankheitsursachen abgaben. Wenn ein Mädchen, das als leidenschaftliche Blumenliebhaberin beständig Blumen in ihrem Schlafzimmer hält, plötzlich am Fieber erkrankt und stirbt, und wenn dann gesagt wird, die Blumen hätten sie getötet, so müssen wir über einen solchen Bericht auch den Kopf schütteln; denn das Fieber ist keine Krankheit, sondern nur das Symptom vieler Krankheiten, und es wird uns nicht gefragt, um welche Krankheit es sich in diesem Falle gehandelt hat.

Glaubwürdiger erscheinen die Berichte von sonstigen Erkrankungen, die infolge von Blumendüften entstanden sind. Der Arzt Huet-Després wurde eines Tages zu einem jungen Manne von kräftiger Constitution, der stets ein regelmäßiges Leben geführt hatte, gerufen. Am Abend vorher hatte dieser sich völlig gesund zur Nachtruhe niedergelegt; als er aber erwachte, spürte er ein Gefühl der Betäubung, Herzbelemmung und Starreheit der unteren Gliedmaßen. Der Kranke suchte das Unwohlsein niederzukämpfen, sein Zustand verschlimmerte sich, bis endlich der Arzt die Ursache seines Leidens in einer blühenden Hyacinthe, die im Schlafzimmer stand, erkannte; und nun konnte rasch Heilung bewirkt werden.

Der italienische Forscher Paul Montegazza erwähnt in seiner Hygiene der Sinne der landläufigen Behauptung, daß der blühende Schierling durch seine Aussichtung Betäubung mit Krämpfen und Augenschmerzen, Anschwellung der Augenlider und dumpfe Schmerzen an der Stirn verursache. Es fehlen überzeugende Beweise für diese Behauptung; aber handelt andere Fälle, die wir im täglichen Leben beobachten können, belehren uns allerdings, daß zwischen den pflanzlichen Wohlgerüchen und unserm Nerven-System sonderbare und oft sehr innige Beziehungen bestehen.

Das Volk kennt seit uralten Zeiten die beruhigende Macht gewisser Wohlgerüche. Ein altes Volksmittel ist es, gegen Schlaflosigkeit ein Kopftüpfen anzuwenden, das mit Hopfenblüthen gefüllt ist. Nicht der Bitterstoff des Hopfens schlöst uns ein, sondern sein Aroma.

Wenn wir die Luft, die wir einathmen, mit duftenden Stoffen überfüllen und sie dabei noch mit Wasserdämpfen sättigen, so können wir leicht feststellen, daß ein längeres Verweilen in einem solchen Raum Kopfschmerz, Schwindel, Ohnmachten und selbst Krämpfe zur Folge haben kann. Im gewöhnlichen Leben aber tritt eine solche Häufung der Gerüche, wie wir sie beim Verküche absichtlich erzielen, doch nur in den seltsamsten Fällen ein. Wir haben hier nur mit mehr oder weniger verdünnten Wohlgerüchen zu rechnen.

Es ist ja bekannt, daß verschiedene Menschen gewisse Speisen nicht vertragen können, die von Millionen anderen mit dem größten Appetit verzehrt werden. Jede erfahrene Hausfrau ist mit der Thatstache vertraut, daß es Personen giebt, die z. B. nach dem Genuss von Krebsen oder Erdbeeren eine Art Reflexausschlag bekommen. Man bezeichnet diese Eigenheit einzelner mit dem Worte Idiosynkratie, was eine besondere Mischung der Säfte bedeuten soll. Wie es nun eine Idiosynkratie für Speisen giebt, so giebt es auch Idiosynkratie für Gerüche. — Man kann auch normale oder kranke Menschen überempfindlich gegen Gerüche machen, indem man sie hypnotisiert. Der Hypnotiseur kann alsdann in dem Hypnotisierten einen Zustand hervorrufen, in dem die Scharfe aller anderen Sinne herabgesetzt, die des Geruchssinnes aber im höchsten Maße verstärkt ist. Dann riecht ein Hypnotisierte eine Rose auf sechszundvierzig Fuß Entfernung, dann wird die menschliche Rose feiner als die des besten Spürhundes. Das beweisen uns unter anderem Versuche, die mit einer hysterischen Dame in der Klinik des berühmten Pariser Arztes Charcot vorgenommen wurden. Dieser erzählt: „Wir beschäftigten die Aufmerksamkeit der Hypnotisierten mit einer Blätterarte, die wir dann plötzlich in eine Anzahl Stücke zerrissen. Während die Kranke festgehalten wurde, zerstreuten und verdeckten wir die Schnitzel in einem benachbarten Zimmer und führten dann mit einem Ende der Karte zu jener zurück. Sie berührte dieses, zögerte einen Augenblick, stürzte dann in das Zimmer, witterte wie ein Hund, witterte wieder, und nach einem Schwanen stieß sie einen Freudenschrei aus und entdeckte eines der kostbaren Fragmente. Für alle anderen Vorgänge war sie unempfänglich; sie ging achselös an Gegenständen und Personen vorbei, die nichts von der gesuchten Karte verbargen, hielt aber bei den anderen an und entfernte sich nicht, bis sie ihren Zweck erreicht hatte. Nachdem sie auf diese Weise in den Besitz einer gewissen Zahl der Papierstücke gelangt war, versuchte sie die Karte zusammenzusetzen; sie zählte, addirte die Zahl der Stücke, die sie besaß, mit denjenigen, die sie noch zu finden hatte, und das Ganze entsprach genau der Zahl, die wir kannten.“

Ebenso wie wir die Nerven für Gerüche überempfindlich machen, können wir dieselben in der Hypnose auch völlig abschüpfen oder die Geruchsempfindung von der Vorstellung völlig abhängig machen, indem der Hypnotisierte, wenn ihm reines Wasser vorgehalten wird, Kölnisches Wasser oder der gleichen, was ihm gerade eingeredet wird, zu riechen glaubt. Es gibt schließlich Menschen, die an subjektiven Gerüchen leiden. Sie riechen etwas, was nicht da ist. Ein Geruch verfolgt sie; wo andere Menschen die reinste Luft wahrnehmen, empfinden sie einen übeln oder angenehmen Geruch. Bei solchen Menschen sind die Nerven oder das Gehirn krank; sie leiden an krankhafter Einbildung, wie z. B. eine Dame, die klage, daß ihr ein Blumengeruch Kopfschmerzen verursacht habe, während die beschuldigten Blumen bei näherer Betrachtung sich als künstliche herstellten, die nicht parfümiert waren. Beklagenswerthe Menschen, deren Nerven anders gestimmt sind als die der großen breiten Rasse! Sie können sich nicht an der Harmonie

der Gesamtheit erfreuen, auf Schritt und Tritt begegnen den Dissonanzen. Aus ihren Kreisen stammen die meisten Klagen über die Schädlichkeit der Wohlgerüche.

Wie anders verhalten sich die gesunden, normalen Menschen Blumendüften gegenüber! Sie wissen diese zu würdigen und erhaschen hierdurch im Leben einen, wenn auch nicht vorübergehenden, so doch erquickenden Genuss, den die Frauen mehr als die Männer zu schätzen wissen.

Unsere Geruchsnerven sind gesundheitliche Warnungsorgane am Thore der Athmung. Wir erkennen vermittelst ihres ob die Luft rein oder verdorben ist. Die Geruchsnerven machen uns an die Pflicht, das Schlaf- und Wohnzimmer zu lüften, die verdorbene Luft durch frische, reine zu erneutes Bißfach wird aber auf Grund dieser Mahnung das Fenster nicht geöffnet, sondern ein Zerstäuber mit wohlriechender Eisen oder ein Räucherherzchen zur Hand genommen. Der Wohlgeruch verdeckt den übeln Geruch, — allein wir haben in diesem Falle mit dem Duftmittel Mißbrauch getrieben, denn verdorbene Luft kann nur dadurch verbessert werden, doch müssen durch frische erneut. Der Glaube, daß die Duftmittel die Luftverbesserer gebraucht werden können, ist daher heutzutage in allgemeinen mit Recht erschüttert worden, aber man muß auf in dieser Hinsicht nicht zu weit gehen. Die Duftmittel mögen, in mäßigen Mengen angewandt, reine Luft wirklich noch besser zu machen. Viele von ihnen, wie Nelken-, Kirschblüten-, Lavendel-, Pfefferminz-, Citronen-, Wachholder-, Bergamotte-Oel und andere, besitzen die Eigenschaft, daß sie, unter dem Einfluß des Sonnenlichtes, Ozon bilden, jene in Wäldern und am Meerestrande vor kommende, stärker wirkende Form des Sauerstoffes. Eine ozonreiche Luft gilt für erfrischend als gesund. Diese Eigenschaft der Duftmittel kann somit nur eine günstige bezeichnet werden. Zu betonen ist dabei, daß die genannten Duftmittel, nachdem sie einmal dem Sonnenlicht ausgesetzt wurden, die ozonbildende Kraft noch eine Zeit lang im Dunkeln beibehalten.

Man hat früher den wohlriechenden Stoffen desinfizierende Eigenschaften zugeschrieben. Zu Zeiten der Pest pflegte man in den Städten, auf Straßen und Höfen und in Wohnhäusern wohlriechende Kräuter, namentlich Wachholderzweige, zu verbrennen, um das, nach der damaligen Ansicht, in der Luft schwelende Krankheitsgeist zu zerstören. Heute greift man nicht mehr zu solchen Mitteln; wir desinfizieren mit energischen Stoffen.

Dennoch beruht die desinfizierende Kraft der wohlriechenden Stoffe keineswegs auf einem vollständigen Irrthume.

Wir wissen heute, daß eine große Anzahl der ansteckenden Krankheiten durch winzige Lebewesen, vor allem die Bacterien verursacht wird. Wie wirken nun die Duftmittel auf die unsere unsichtbaren Feinde ein?

Es wird den Leser gewiß interessiren zu erfahren, daß Versuche in dieser Richtung bereits ange stellt worden sind, in daß Professor Löffler in Greifswald, der Entdecker des wichtigen Bacillus, der die gefürchtete Diphtherie erregt, gerade das Verhalten dieses Feindes unserer Kinder, den wohlriechenden Stoffen gegenüber, geprüft hat. Er verschloß Glasröhrchen, in denen sich die Diphtherie-Bacillen befanden, mit einer Watte-Büschele, das mit einem der wohlriechenden Oele bestreut worden war. Es wurden unter anderem dazu Nelken-Schalen, Citronen-, Eucalyptus-, Spic- und Thymian-Oel genommen, und es zeigte sich, daß diese ätherischen Öle zwar die Bacillen nicht zu töten vermochten, indessen deren Entwicklung hemmten, sodass eine Vermehrung erst dann stattfand, als das Watte-Büschele entfernt wurde. Das ist zwar nur wenig von dem, was die Medicin von desinfizierenden Stoffen verlangt, wohl aber etwas, und dieses etwas braucht nicht unerträglich zu werden. Wenn man im Krankenzimmer eines von Diphtherie befallenen Kindes vermittelst eines Röhrchens die Luft andauernd mit Dämpfen von Citronen- und Nelken-Schalen-Oel sättigt, so kann das gewiß nichts schaden; dagegen wäre es denkbar, daß die Dämpfe auch in der Winkel des Nachen- und Nasenraumes dringen, die den Instrumenten des Arztes unzugänglich sind, und daß sie hier die Entwicklung der sich im Fleische befindenden Krankheit hemmen und auf die Weise etwas zum milderen Verlaufe der Krankheit beitragen. Aber selbstverständlich ist es der betreffende Arzt, der hierüber entscheiden hat.

Was das Citronen-Oel anbelangt, so steht sicher fest, daß es auf viele nervöse Zustände in überraschend günstiger Weise einwirkt. Darum ist es nicht einerlei, ob man die in Apotheken läufige Citronensäure oder eine Citrone zur Bereitung der Limonade anwendet.

Leider ist die Wirkung der einzelnen Wohlgerüche zu wenig erforscht. Wenn wir indessen die bekannt gewordenen Thatstachen zusammenstellen, Anklagen und Lobreden ablegen, so gelangen wir zu der Überzeugung, daß Wohlgerüche zu mehr Nutzen als Schaden. Es liegt demnach kein Grund vor, die Duftmittel an und für sich vom Toiletten-Tische zu verbannen; im Gegenteil, man kann ihnen nur das Wort reden. Denklich ist ein Übermaß nicht am Platze. In wohlriechenden Menschenfreunde beruhigt jedes aufdringliche Auftreten peinlich, und so darf auch das Parfüm nicht aufdringlich sein. In seine Wahl verräth sich der mehr oder weniger seine Geschmackstarke Gerüche, gleichviel welcher Art, verlehen schließlich den gesundenen Geruchssinn. Doch die Leserinnen wissen selbst, was seiner Tafel ist, sie wissen, bis zu welcher Grenze es Duftmittel ihre Umgebung angenehm berührt.

Nachdruck verboten.

Zur Villen-Einrichtung.

Von Elisabeth Schmidt-Pecht.

Siehe Seite 56.

Meine liebe junge Freundin!

So wieder einmal in tausend Angsten schweift meine Freundin und läßt mich zwischen den Zeilen ihres schriftlichen Stoßaufzugs, wenn auch nur zaghaft leise, die Furcht herauslecken, ich kann sie mit dem so sehnlichst erbetteten Rath in Stiche lassen.

Aber keine Sorge! Gegebene Versprechen müssen gehalten werden, und doppelt gern halte ich es Dir, da ich hoffen darf, daß der Rath folgt wird.

Doch so viele Fragen auf ein Mal richtest Du an und

Wie soll ich dieses Chaos lichten? — Gastzimmer, Salzgurken, ein Edschrank, eine garzige Treppe, Vorhänge, eine süße Speise, alte Kanapees und dito Stücke! Und das alles soll mit möglichst wenig Geld, in möglichst kurzer Zeit, aber, — Gottlob, dass dies dabei steht, — mit sehr viel eigener Arbeit und redlichem Fleische Zustande gebracht oder verbessert werden. Ich füge mit gutem Gewissen hinzu; auch mit möglichst gutem Geschmack, denn der fehlt Dir ja nicht, vielleicht eher etwas Phantäsie.

Zwar ab sprechen möchte ich Dir diese Höttergabe auch nicht; denn eine erst wenige Jahre verheirathete Offiziersfrau, die überhaupt sich an die Ausstattung einer Villa macht und die schwierige Sache mit so viel Energie anpackt, während sie doch wenig auf die Güste ihres Gatten zählen kann und nur während der Manövers- und Urlaubszeit Aussicht auf den Genuss des Dorado's hat, — die besitzt sicher eine gewisse Einbildungskraft, und die Vorfreude muss ihr schon die Hälfte des Vergnügens sein. Nun, Glück auf, und fröhlich an die Arbeit, soweit es die Villa-Einrichtung betrifft!

Also Treppe und Gastzimmer sind das Schrecklichste? Nehmen wir zuerst die Treppe in Augenschein. Glücklicherweise ist das Holz der Stufen selbst noch gut; diese brauchen nicht erneuert, sondern nur verschönert zu werden. Da giebt es nun als sicherstes Auskunftsmitteil einen hübschen Läufer, welcher zugleich die wohlschmeckende Eigenschaft besitzt, den Schritte zu dämpfen, der in einem leicht gebauten Landhäuschen sehr unangenehm werden kann. Vielleicht thut's ein etwas verbrauchter Läufer aus der Stadtwohnung, der dort durch einen neuen ersetzt wird, oder einer von den vielen billigen Cocosläufern, die ja hübsch aussehen und bei einiger guter Behandlung sehr dauerhaft sind.

Ist Dir diese Ausgabe zu groß, so muß der Läufer eben wegbleiben; aber dann eine Matte auf Podest und Gang! Ein paar Vorhänge an den Treppenstufen und etliche Schleißbüsche oder Wöhrenzweige in den Ecken tragen ferner das Ihrige zur Verminderung der Resonanz bei, indem sie zugleich die Behaglichkeit des Aussehens erhöhen. Nur hüte Dich, viele und zu große Schleißbüsche anzubringen, die Erinnerung an einen Hirschboden läge zu nahe!

Amschlüsst ist gewöhnlich das Treppengeländer verdorben. Da müssen wir zu dem Altheilmittel greifen, zu der vielbewährten Emailfarbe, womit die Stäbe des Geländers, in der Farbe hübsch mit der Wand und den Vorhängen übereinstimmend, besprichnen werden. Zu dieser leichten Arbeit kannst Du ohne Gewissensbisse die jüngeren Deiner Gäste heranziehen, — sie werden selbst Vergnügen am raschen Fortschreiten der Verschönerung finden. Und denke nur, welche willkommene Unterhaltung dies an langen Regentagen wäre; nicht wahr?

Die obere Geländerleiste bekommt ebenfalls Emailfarbe, wenn sie nicht zu sehr beschädigt ist. In letzterem Falle müssten wir uns mit energischeren Mitteln zu helfen suchen, nämlich mit einer Stoffbeschiebung. Alten Möbelplüsch, in genau passende Streifen zugeschnitten, kleimen wir direkt auf die Leiste und sichern die umgebogenen Ränder durch unsichtbare Nüsse. Andere Stoffe als Plüsch oder Sammet sind nicht praktisch; sie vergreisen sich zu rasch und sieben sämmtlich.

So, nun sieht die Treppe nicht nur anständig, sondern sogar sehr hübsch aus, und mit Verbilligung können wir unsere Chatenlunge weiteren Dingen zuwenden.

Da wäre zunächst eine Ablage für Mäntel und Hüte einzurichten. Zu diesem Zweck erscheinen wir uns eine möglichst breite Wand, denn Platz brauchen wir reichlich, — denke nur an meine Regenmantel! — zum Beispiel eine zwischen zwei Thüren gelegene Wand. Diese belieben wir mit einer mittelhellen Holztapete. Ob die übrigen Wände ebenfalls tapiziert oder mit Leinwand bestrichen sind, ist gleichgültig. 1,90 m misst die Holztapete vom Boden an, schläft dicht an das Holz des Thürfutters an den Seiten und findet ihren oberen Abschluss in einer sauber profilierten, 24 cm hohen Holzleiste, in der im Abstand von je 44 cm recht kräftige, metallene oder, wie Du auf der Skizze 1 siehst, hölzerne Zapfen eingefügt sind. Die ganze Leiste wird genau in der Farbe der Tapete gebeizt und dann gewichst. An die Zapfen hängt Du etliche Kleiderhölzer, braun gebeizt, poliert, bemalt oder gebrannt, oder mit Emailfarbe bestrichen, wie das Treppengeländer.

Sehr nett sieht es aus, wenn die einzelnen Felder der Holztapete durch profilierte Holzstäbchen senkrecht getheilt sind, wie auf der Skizze ersichtlich, wo außerdem ein solches Stäbchen die ganze Tapete ringsum begrenzt.

Deinem fleißigen Bremsfeste bleibt es überlassen, ob er etwa auf die Leiste, oben zwischen den Zapfen, einen launigen Spruch brennen will.

Wenn Du nun für Gang und Treppenhaus noch ein Unglücksthur willst, so fannst Du der Eleganz und Bequemlichkeit einen großen Vorzuhilfe leisten durch kleine Edschrankchen für Schirme und Stöcke (Skizze 2). Schrankchen ist eigentlich ein alzu vermössener Ausdruck; Gestell ist für diese denkbare einfache Einrichtung bezeichnender. Du läßt vom nächstliegenden Schreiner ein plattes Tannenbrett von 75—80 cm Höhe und ca. 68 cm Breite machen, dem unten eine schmale, oben eine breitere, profilierte Leiste vorgesetzt wird. Dies Brett wird an den beiden Langseiten nach innen abgeschrägt und erhält am oberen Ende ein eingezapftes Dreieck, das aus zwei glatten Leisten von der Dicke der Brettsstärke (2 cm) und der Breite von 20 cm besteht. Dieses Dreieck giebt der Vorderwand festen Halt und richtige Entfernung von der Hauswand; es ist nur oben nötig, unten sitzt das Gestell von selbst fest.

Das Ganze wird nun mit Emailfarbe gestrichen; die Profil-Leisten erhalten vielleicht besser eine andere Farbe als die Wandfarbe. Gesichtete Hände malen wohl noch ein paar stilisierte Blumen darauf oder brennen ein schönes Muster hinein, in welch letzterem Falle natürlich die Emailfarbe wegbleibt. Unser vollendetes Kunstwerk stellen wir nun an Ort und Stelle, wo es mittelst starker Haken oder Bandseilen recht fest in die Ecke gespannt wird, denn Stabilität ist die erste Pflicht eines Schirmgestelles.

So wären denn mit leichter Mühe die Plätze für Schirme und Stöcke geschaffen, und wegen der großen Billigkeit könnte dieselbe Einrichtung anderswo noch mehrmals wiederholt werden.

Schauen wir nun längs einer so decorirten Ede in die Höhe, so erwünscht uns möglicherweise der Wunsch nach einer Art oberen Edschrankchens, wo Leuchter oder dergleichen unterzubringen wären, oder wo die Briefe, die dem Postboten mitgegeben werden sollen, ihren Platz finden. Vielleicht besthest Du irgend eine Etagere, die ihr fast verträumtes Dasein hier von neuem möglich verwandeln könnte? Wenn nicht, so ist etwas Ähnliches leicht herzustellen. 70 cm über dem unteren Gestell angebracht

könnte die Vorrichtung entweder ein Schrankchen ohne Seitenwände sein, wie unten, hingegen mit Thüre, Boden und Decke, oder aber bloß aus zwei Seitenwänden bestehen, ohne Vorderwand, nur mit Boden und Decke. Die Skizze 3 veranschaulicht die zweite dieser Arten.

Was nun die Beleuchtung der Treppe betrifft, so hat die Industrie dafür in so verlockend billiger Weise durch zahllose Hängelampen und Laternen geforgt, daß Dir höchstens Qual durch die Wahl entstehen kann. Ein paar frische Ephemeranen um die tragende Kette losen gewunden, thun hier treffliche Wirkung.

Für besonders festliche Veranstaltungen, wo man es nie hell genug haben kann, will ich Dir noch ein nettes Hülsmittel verraten, eine ganz neue und unerhörte Art von Kerzen-Kronleuchter, dem man kaum den Vorwurf der Kostenfreiheit machen wird!

Nimm nämlich zwei genau gleich große Reifen, wie sie die Kinder zum Spielen haben, — 72 cm Durchmesser ist die richtigste Größe, — durchbohre nun die beiden auf einander gelegten Reifen zwölfmal in der Runde in gleichen Abständen von einer und sepe genau zwischen die correspondirenden Löcher der Reifen je ein leeres Zigarettenröllchen, im ganzen also zwölf. Die Bekrönung dieser Galerie bilden zwölf kleine Lichterhalter, Profitschen genannt. Sie bestehen aus je einem kleinen blehernen Tellerchen mit etwas aufsteckendem, gerolltem Rande und einem aufgelöhten inneren Ringe, in den die Kerzen später gestellt werden sollen. Jeder Klempner fertigt diese Profitschen für einen ganz geringen Preis. Loh von ihm auch jedes Tellerchen mit vier Löchern versehen, dicht um den Ring herum. Zur weiteren Zusammensetzung der Krone leite nun die vier zusammengebohrten Enden zweier Drähte, die je 50 cm lang sind, durch die Tellerlöcher, schiebe die Enden weiter durch die vier Löcher eines alten Knopfes, ferner durch ein Loch des oberen Reifens, durch das Zigarettenröllchen, den unteren Reifen, und befestige sie schließlich mit einer Glasperle und einem dicken runden Knopf, wie aus der Skizze 4 ersichtlich. Verfahren ebenso bei den andern elf durchbohrten Stellen, und streiche die fertige Krone dann mit Aspinall an. An vier Punkten werden die vier Enden von zwei, je zwei Meter langen, gelben Metallketten, wie sie überall zu 30 Pf. der Meter zu haben sind, mit Draht festgemacht, an ihrem Kreuzungspunkte oben vereinigt und mit einem vollen Busch von Mistel- oder Stechpalmen-Zweigen geschmückt.

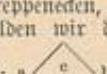
Denke Dir nun das ganze, leichte, zierliche Ding mit bunten Kerzen geschmückt, so wirst Du finden, daß es nicht nur auf der Treppe, sondern auch wohl in einem kleinen Erkerchen, Gartenzaal u. s. w. seinen Zweck manierlich erfüllt.

Somit wäre das Treppenhaus vorzüglich ausgestattet. Allenfalls nehme ich noch an, daß eine gütige Hand Dir noch einen Spiegel oder gar eine Wanduhr schenkt, daß sich ein empfehlender Stuhl oder Hocker findet, über dessen Verschönerung ich noch manches vorzubringen wünsche, so dürfen wir getrost einem günstigen Urtheile über diesen Theil der Villa entgegensehen.

Und nun zu den Zimmern! Zuerst zu dem Gastzimmer, das, wie Du sagst, der Möblierung am dringendsten bedürftig ist. In diesem Falle treibt mich schon der Egoismus, Dir jorßhaftigste Auskunft zu geben!

Die verfügbaren Besstände sind also: zwei Betten, gut aber nicht schön; zwei Nachttische; vier Stühle mit Röhrig, — alles übrige fehlt. Da ist ja die Haupthache, nämlich die Güte des Lagers, garantirt, und jomit der berechtigte Wunsch der Gäste erfüllt. Es handelt sich daher noch um die Bettladen. Sind diese polirt, so ist der mangelnden Schönheit leicht durch Aufpolieren nachgeholfen, und zwar läßt Du ihnen einen nicht allzu dunklen Ton geben, der etwa mit dem der Stühle harmonirt. Waren die Bettladen aber in ihrer Jugend mit Oelfarbe angestrichen, so machen wir sugs aus der Roth eine Jugend und streichen sie erst recht wieder an, und zwar mit einer recht fröhlichen, hellen Farbe, kein graublau oder hellgrün. Wenig verwendet, aber ungemein reizend ist ein Anstrich von Pfirsichfarbe, nicht zu hell, noch zu dunkel. Diese Farbe zu blümiger Tapete und desgleichen Vorhängen, ist ebenso vornehm als heiter. Die Tapete darf so billig sein wie sie will, wenn sie nur recht fein in der Farbe und unauffällig im Muster ist. Nehmen wir also an, Du hastest jenes helle Roth gewählt, — ich befenne hierdurch meine persönliche Schwäche, — so wird eine gelblichgrundige Tapete mit blühenden Zweigen, Blumen und ziemlich viel grünlichem Laube bestens passen. Dazu vom einfachsten Cretonne, in ähnlichem Muster, die Vorhänge, die Rüsch der Stühle, und etwa noch ein runder Puff, dessen Inneres als Korb für schmücke Wäsche dient, vor dem Toiletten-Tisch, — und eine gästfreundliche Stimmung ist von vornherein garantirt! Da die Wohnung nur im Sommer benutzt wird, so belege den Boden, soweit er sichtbar ist, mit einer japanischen Matte; eine glatt grünliche, ohne jedes Muster, wird sich am besten präsentieren.

Rum kommt aber das Unglück, — die Enge des Zimmers, die nur Wasch- und Toiletten-Tisch, aber keinen Schrank mehr gestatte! Schrank oder Kommode sind aber unerlässlich nothwendige Möbel, und so muß eben Ausküsse gefunden werden. Ich rate Dir nun folgendes: Da das Fenster vom Toiletten-Tisch, die Wand daneben vom Waschthisch, auf den ich noch zurückkommen werde, besetzt ist, so nützen wir die noch übrigen Schwintel des Zimmers aus. Auch aus dieser Roth kannst Du eine so decorative Jugend machen, daß ihr kein Mensch ihre Urheberin ansehen soll! Es handelt sich hier wieder um den berühmten Edschrank, in der Construction genau wie der in den Treppeneden, in der Ausführung jedoch reicher. Also zuerst bilden wir den Grundriss, nicht einfach dreieckig, sondern so:

 wodurch der Schrank an

Tiefe gewinnt. a a und b b sind Holz; c, die Füllung, besteht aus Spiegelglas, der Rahmen dieser auch aus Holz. Denke Dir hierzu einen Anstrich mit der roten Emailfarbe, gemustert durch etliche kleine Goldbronze-Striche, dazu noch ein Aufsatz-Vor von der Form der Skizze 5, auf dem sich etliche japanisches Ornament befinden kann, — und ein reizendes, praktisches Möbel ist fertig.

Sollte dieser Vorschlag aus irgend welchem Grunde nicht durchführbar sein, so weiß ich noch eine andere, ebenfalls annehmbare Variation, nämlich die, dicht neben der Thüre des Gastzimmers, auf dem Corridor, und wäre es auch mit dessen empfindlicher Verengung verbunden, einen mehrtheiligen Wandbeschrank an-

zubringen. Ein solcher ist natürlich nicht beliebig an einer anderen Stelle zu verwenden, sondern muß vom Tischler für den Ort selbst gemacht werden; er braucht nicht nothwendig eine Rückwand zu haben und kann sogar, wenn der Flur nicht allzu hoch ist, vom Boden bis zur Decke reichen, also lediglich aus Vorder- und Seitenwänden bestehen.

Noch billiger stellt sich ein bloßes Rahmenwerk aus Holz, dessen Füllungen mit beliebigem Stoff von der inneren Seite aus bespannt werden.

Unerschöpflich ist nur eine Quertheilung des Schrankes in der Höhe von 1,70 m vom Boden. An der Unterseite dieses Theilungsbrettes, das am besten lackirt wird, sind reichlich viele Löcher von Metall einzuschrauben, — dies kannst Du selbst mit Leichtigkeit thun —, um eine Anzahl von Kleiderhölzern daran zu hängen. Auf dem Theilungsbrett müssen mehrere Hutsänder stehen, in derselben Art lackirt, polirt oder bemalt wie die Kleiderhölzer.

Wenden wir uns jetzt zu dem Wasch- und zu dem Toiletten- oder auf deutsch Kämmisch. Ersterer soll in einem Zimmer, das für zwei Personen berechnet ist, natürlich so groß sein, als es der verfügbare Raum zuläßt. 90—100 cm Länge auf 55 cm Tiefe ist wohl das mindest Mögliche.

Dieses Möbel, meine Freundin, wird Dir am wenigsten kosten, denn Du gewinnst es — aus einer gewöhnlichen Kiste! Nun habe keine Angst, sie soll nicht unlegant aussehen, — im Gegenteil! Ich sah in einem vornehmen Hause, dem eine Hausfrau vom erlebtesten und verwöhntesten Geschmack vorsteht, und die für eine Fülle von Gästen Unterkunft zu schaffen hat, einen geradezu entzückenden Waschtisch. Er bestand, wie man bei näherem Nachsehen bemerkte, aus einer wohlproportionirten Kiste, war vorn und an den Seiten mit einem wunderschönen ungarischen Leintuch bekleidet und zeigte auf der eigentlichen Waschplatte eines von den reisenden, farbig gemusterten rubber-handtüchern, das ringsum etwa 15 cm überhing. Das außerordentlich Praktische dieses Arrangements leuchtet ein; denn erstaunlich ist das Niederstellen von Glas und Porzellan auf dem rubber unhörbar und sicher, und zweitens kann diejer mit Leichtigkeit gewechselt werden. Und das gesuchte Leintuch ist von leidigen Leuten ja selbst herzustellen, sei es nun mit ungarischen Motiven im Plattstich oder mit dem vielgeliebten Kreuzstiche. Bis solch grobe Arbeit jedoch fertig wird, mag einfach ein Stück von dem Waschtag-Cretonne deren Stelle vertreten.

Sollen Stiefel und Schuhe unter dem Tische ihren Platz finden, so ist ein großer Ausschnitt in der Vorder- und Seitenwand der Kiste anzubringen; die Stoßbekleidung muß dann faltig sein und an der betreffenden Stelle geschlängt werden.

An die Waschgefäß von Porzellan und Glas macht man auf dem Lande nur den einen Anspruch, daß sie groß genug sind. Alles weitere ist Luxus. Die geräumige, mit Emailfarbe lackierte Blechwanne für reines Wasser sollte mitammt dem Abwasser-Eimer auf ein kleines Linoleum oder Waschstuch gesetzt werden, damit die oft nassen Hände die Matte nicht verderben.

An der Wand hinter dem Waschtisch ist ein Schutztuch anzubringen, das die Spritzer aufhält. Seine Breite entspricht derjenigen des Tisches, seine Höhe mag 60 cm und mehr betragen. Ein hübsches Monogramm oder Worten mit Edelfüllungen, im Charakter der unteren Tischbekleidung, geben dem Gangen den Stempel der Zusammengehörigkeit. Einem Spiegel über diesem Möbel aufzuhängen, ist unnötig. Der gehört auf den Kämmisch, wo der Davorstehende oder sitzende volles Licht vom Fenster hat. Gegen dieses Gründersorden ist eines richtigen Toiletten-Spiegels wird unzählige Male gesündigt; — in irgend einem dunklen Winkel oder gar genau dem Lichte gegenüber wird der Spiegel befestigt, sodass die unglückliche Person, die ihn benutzen soll, als dunkle Mohren-Silhouette hüllos davorsteht!

Nun wären wir also beim Kämmische angelangt. Auch er kann aus einer Kiste fabriziert werden. Als dann hat der Schreiner an den Vorder- und Seitenwänden große Ausschnitte in Form runder Thore anzubringen; diese müssen so hoch sein, daß davor sitzende Personen ihre Knie bequem unterzubringen vermögen. Doch vermindert das vielfache Durchbrechen sehr die Stabilität des Möbels; es ist daher ratsamer, ein wirtliches, leichtes und in die Fensternische hineinpassendes Tischchen machen zu lassen.

Auch hier sind die mehr oder minder reichgeschmückten Deden-Trumps, — eine fröhliche Aussicht für eine Reihe vorstehender Geburtstags- und Weihnachtsgefechte!

Ein paar japanische Brettcchen, ein Radelfissen, ein in seinem Gestelle beweglicher Spiegel sind alles, was auf diesen Tisch gehört.

Und nun glaube ich, mein liebes Kind, einstweilen den dringendsten Deiner Wünsche gerecht geworden zu sein. Ein andermal folgen die Angaben für das Esszimmer und all die smerren Haussorgen. Auch die Küchenstühren vergesse ich gewiß nicht. Bis dahin fröhliche Arbeit!

Deine alte Freundin.

Nachdruck verboten.

Agnes Stamer.

Siehe Seite 52.

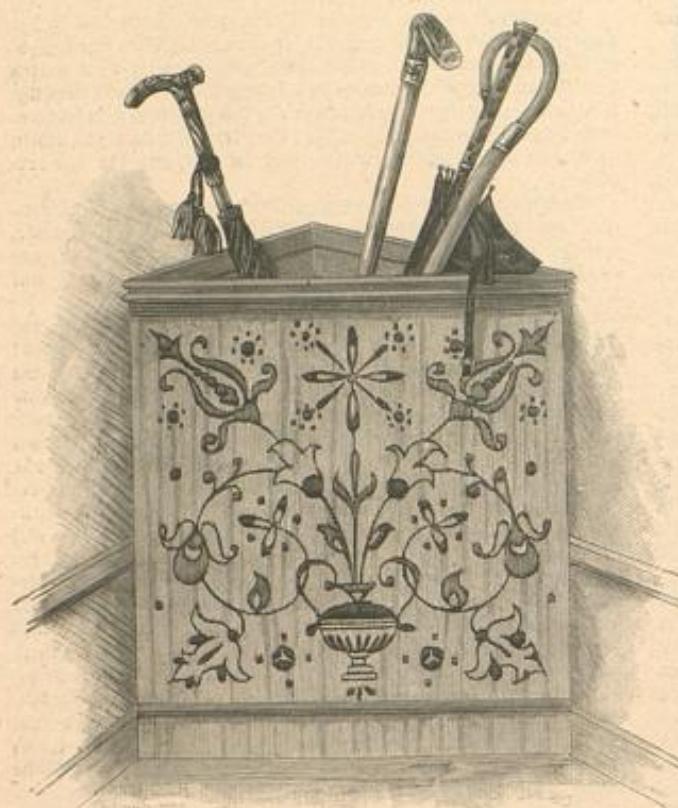
Das Bild, das wir heute unseren Leserinnen vorführen, ist ihnen kein fremdes.

Unter den auf der Weltausstellung in Chicago preisgekrönten Künstlerinnen, deren Porträts im letzten Jahrgange unseres Blattes erschienen, befand sich auch die Malerin Agnes Stamer. Damals waren es die Bilder einer Lebenden, die auf der Höhe des Daseins, mittin im erfolgreichsten Schaffen stand und begeistert für ihre Kunst immer größere Aufgaben sich stellte, hente, nach kaum fünf Monaten, gelten Bild und Wort einer Geschiedenen.

Die Redaktion der Illustrirten Frauen-Zeitung konnte damals stolz darauf sein, in der anerkannten Künstlerin zugleich ihre langjährige Mitarbeiterin, ihre unermüdbare, treffliche Zeichnerin gefeiert zu sehen; heute beklagt sie an's tiefste deren herben Verlust.

Geboren 1856 als Tochter eines angesehenen medienburgischen Gutsbesitzers, war Agnes Stamer in Verhältnissen aufgewachsen, die das Bildstreite Kunst als etwas Selbstverständliches zu verbürgen schienen. Ihre vielheitigen, reichen Anlagen erschienen dem jungen, schönen Mädchen nur als schmückende Beigabe zum Leben, bis die Dinge kamen, wie eben so oft, und es mit einem Male galt, auf eigenen Schulen zu stehen. Aus der verwöhnten, von Jugead auf zarten Tochter des Hauses wurde eine

erste Schülerin des Berliner Kunstgewerbe-Museums und zugleich, im Jahre 1877, ein Mitglied unserer technischen Redaktion, das den Platz am Schreibtische jedoch gar bald mit jenem im Zeichen-Atelier vertauschte. Es folgten nun Jahre rastlosen, eifrigsten Strebens; rasch wuchs das sich seiner selbst froh bewußt werdende, willensstarke Talent über die anfänglich eng begrenzte Berufs-Thätigkeit hinaus; unter der Führung



2. Eckgestell für Schirme und Stöcke.

ihrer verehrten Meister, des Professors Franz Staribia und des Bildhauers Max Klein, gefördert durch einen wiederholten längeren Studien-Aufenthalt in Paris, ging die junge Künstlerin Stufe um Stufe den hohen Zielen der Kunst entgegen. Auf den Ausstellungen des In- und Auslandes finden ihre feinen, stimmungsvollen Aquarelle die Anerkennung des Publicums wie der Kritik, die Société royale belge des aquarellistischen in Brüssel ernannte sie zu ihrem Ehren-Mitgliede; mit welchem Rechte, zeigt sich in der heutigen Nummer zur Wiedergabe gelangte „Dachstuben-Idyll“, wie die frühere Reproduction einer nicht minder gelungenen Gesellschafts-Szene, „Aufführung“, in Nr. 50 der Illustrirten Frauen-Zeitung vom 9. December 1888. Auch sonst dankt der belletristische Theil unserer Zeitung dem liebenswürdigen Stoffe Agnes Stamer's manch anmutigen Illustrations-Beitrag. Im Atelier der technischen Abtheilung nahm sie längst die erste Stelle ein; ihre Zeichnungen, die seit Jahren die Hauptzierde jeder Moden-Nummer ausmachten, ganz besonders die colorirten Bilder und der Bildschmuck des Heft-Umschlages befunden, welche künstlerischen Aussichtung das Moden-Zeichnen unter einer genialen Aussäufung zu nehmen vermag. So hatte die tapfere Lebenslämpferin die Freude, in ihrem Streben volle Vertheidigung zu finden, wie sie um des eigenartigen Reizes ihres persönlichen Wesens und ihres durchaus vornehmern Charakters willen von allen, die ihr näher traten, geliebt und geschätzt wurde.

Das alles ist nun zu einem vorzeitigen, jühen Ende gekommen! Wiederholter Aufenthalt im Süden hatte die jarte Constitution wohl gefestigt, aber mehreren rasch aufeinander folgenden, schweren Krankheiten vermodete die, trop allebem in ihrem Pflichtleifer, wie im künstlerischen Weiterstreben niemals Rosende nicht Stand zu halten; am 18. Februar d. J. erlag sie einer verhängnisvollen Diphtheritis.

Nun ruht die dem Leben, der Kunst, wie ihrer Familie zu früh Entflossene auf dem Kirchhofe zu Charlottenburg von einem Dasein aus, das zu segensvoll für andere, zu reich an bestem Wollen und Vollbringen war, um nicht doch ein wahrhaft schönes und glückliches genannt zu werden.

T. G.

Nachdruck verboten.

Dachstuben-Idyll.

Zu demilde von Agnes Stamer. — Siehe Seite 49.

Im Anschluß an das in der heutigen Nummer dargestellte Portrait unserer so früh heimgegangenen Mitarbeiterin Agnes Stamer bringen wir die Reproduction eines ihrer reifsten und besten Werke, das wohl geeignet erscheint, eine Vorstellung von der Schaffensart der talentvollen Künstlerin zu geben.

„Dachstuben-Idyll“ ist das in dem Artikel: „Sechs Preisgekrönte“ (im Heftblatt der Illust. Frauen-Zeitung vom 10. Dec. 1893) schon erwähnte Bild, das der Schöpferin auf der Weltausstellung in Chicago eine Medaille eintrug. Gleich darauf ging es in den Besitz eines reichen und kunstliebenden Amerikaners über, ein Erfolg, der bei den dem Verkaufe von Kunstwerken sehr ungünstigen Verhältnissen der Ausstellung beinahe ebenso schwer in's Gewicht fällt wie der erste.

Das Motiv des Bildes behandelt einen seit langem beliebten und bauwerten Vorwurf vieler Maler: das Glück in der Beschränkung. Aber gerade darin offenbart sich die Gestaltungskraft und das Künstlerthum von Agnes Stamer, daß sie es verstand, dem oft bearbeiteten Gegenstand neue Seiten abzugewinnen, den scheinbar verbrannten Stoff so intensiv mit ihrer eigenen starken Persönlichkeit zu durchdringen, daß er sich als etwas ganz Neues, Fesselndes zeigt. Es ist ein einfaches Interieur, von einfachen Menschen belebt; doch in dieser Armut welche Zille, in diesem engen Rahmen weicht ein Bild anheimelnder Gemütlichkeit und Zufriedenheit! Es erscheint wunderbar, wie dieselbe Hand, die es vermochte, die eleganten Gestalten von Moden-Zeichnungen mit pridelndem Leben zu erfüllen, auch bescheidene Menschen in lärmiger Umgebung mit einer solchen Wahrhaftigkeit und Selbstverständlichkeit hinzustellen weiß, daß dieses Stück gemaltes Leben uns wie ein



1. Ablage für Mäntel und Hüte.

Ausschnitt aus dem wirklichen Leben anmutet. Man beachte nur, wie die Bewegung erscheint, mit der die junge Frau den Vorhang vor das Fenster zieht und dabei den Kopf nach ihrem im Sessel aufliegenden Liebling umwendet; man sehe die treulich individualisierte Hand des Großmutterchen an, die die Lampe emporhobt, und man wird der Fähigkeit tiefer Charakterisierung seine Bewunderung nicht versagen können.

Der vollen Wirkung des Originale vermag ja der Holzschnitt nur annähernd gerecht zu werden, dem Kampfe der überaus feinen bläulichen Töne der hereinbrechenden Abenddämmerung mit dem gelbrothen Lichte der eben entzündeten Lampe, der sympathischen Farbeneinstellung des Ganzen; aber Zeichnung und Lichtwirkung sind durchaus klar zur Anschauung gebracht.

Das Bild ist in einer geistreichen und virtuos behandelten Zusammensetzung von Aquarell- und Gouache-Malerei ausgeführt, der Lieblings-Technik der Künstlerin. (Unser Berliner Leserinnen werden auch deren früher in Berlin ausgestellte Aquarelle nicht entgangen sein, wie: „Auf Tod und Leben“, „In der Sommerfrische“, „Mann in der Schente“, „Vereinsamt“, „Auf einem Berliner Waschboden“, „Zu einem Pariser Salon“.) Alle die Vorzüge der modernen, speziell der Pariser Schule sind hier zum Ausdrucke gebracht: blättriges Erlassen einer Situation, vollle Realität der Darstellung, spielen Leichtigkeit in der Behandlung der Farbe, dann die scheinbar unabsichtliche und dennoch so intendiert berechnete Art, in der jedes Strichchen an den rechten Platz gesetzt ist, und vor allem das große Geheimniß der „Stimmung“, die es vermag, selbst dem beschreibenden Motive Reiz und dauernde Wirkung zu verleihen. C. E.

Redactions-

Post.

Fragen.

Schriftstellerin. —

Welche Vorstudien muß ich machen, um Schriftstellerin zu werden, und wie komme ich später an besten in diese Laufbahn hinein?

Dizzie.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Politik (48). —

Ihre Unterschrift „Patriotin“ enthält schon im Kern das, was wir Ihnen antworten möchten. Die Frau soll ihr Vaterland lieben wie der Mann, und um es mit Vernunft lieben zu können, muß sie seinen Werth verstehen lernen; dieser aber wird ihr nur deutlich werden, wenn sie nicht nur seine längere vergangene Geschichte kennt, sondern



5. Vorr zum Schrank-Ersatz im Gastrimmer.

Zur Villen-Einrichtung.

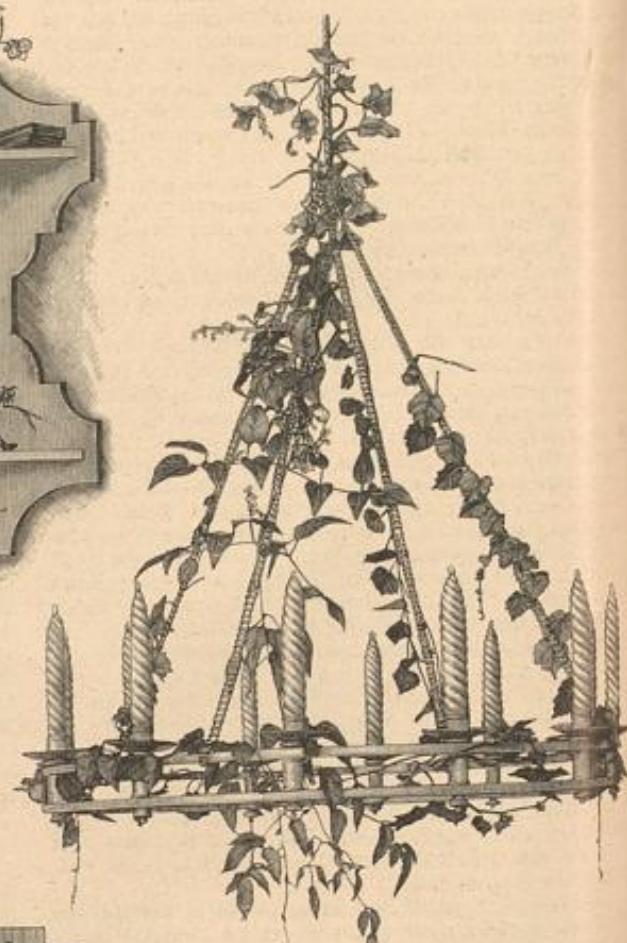
Siehe Seite 54.

auch seine gegenwärtige Entwicklung, seine Tages-Politik, mit Interesse verfolgt. Das ist nun fast keine einzige Sache; es handelt sich hier um höchst verwickelte, in den Einzelheiten tiefen und zeitraubende Dinge. Dem Durchschnitts-Menschen wie Frau, bleibt da gar nichts anderes übrig, als die Resultate nur in großen Zügen kennen zu lernen und sich den Führern, die ihm etliche Männer und Autoritäten zu sein scheinen, anzustreben. Dadurch läuft schon der Mann Gefahr, blindlings nachzuhaben, mehr noch die häufig wenige gründlich denkende, gehabt geringer geschulte und leichter empfindende Frau, worauf die verdiente Weisheit in ganz unbedecktem, thörichten Ranneigekern sich Lust macht. Und doch verbietet, wie gesagt, die patriotische Pflicht dem Cultur-Menschen, sich um nichts als seine persönlichen Dinge zu kümmern, den lieben Gott einen guten Mann zu lassen, sonst wird er ein egoistischer Ignorant oder weil er andere Völker nicht gerecht beurtheilen kann Chauvinist, — manchmal beides zugleich. Wird Ihnen die politische Lecture verwehrt, weil Sie selbstgesetzlich oder leidenschaftliche Urtheile über Unverhandelbares geben, so ist die Correctur ganz angebracht, ebenso, falls Sie über zu vieles Zeitungstexten näher liegende Angaben vernachlässigen sollten. Fertigt man Ihr Interesse an diesen Dingen aber einfach mit der Behauptung ab, daß vergleichende junge Mädchen nichts angeinge, so dürfen Sie mit Zug dagegen protestieren. Sie besitzen ein Recht darauf, sich Belohnung zu erütteln, und die Weisheitswissenden haben die Pflicht, Sie soweit sie es vermögen, zu belehren. Denn ohne solches Interesse erlahmt der Patriotismus, und gerade die Frauen sollen zurück in den herannahenden Geschlechtern den Funken opferwilliger Vaterlandsliebe entzünden. Sie sollen auch möglichst die geistigen Kameraden ihrer Männer werden. Ebenso schrecklich wie die über Politik in's Blaue hineinschwärme Frauen sind die, welche, durch Zwang und eigenen falschen Triebgeist stets getrennt von der Männerwelt, nur über die alltäglichen Dingen zu klatschen pflegen. — Es ist also nicht nur überflüssig, sondern gerade ein Erziehungs-Erforderniß, daß junge Mädchen sich für Politik interessieren und sich auf diesem Gebiete selbst eine Meinung zu bilden beginnen und einen dürfen sie freilich darüber niemals verzichten: die Vorfahrtnehmen.

Dagmar von der Nopp, Vanjolusa. — Nataly von Eichmann heißt Frau N. von Knobelsdorff-Brentano und wohnt in Wiesbaden. Geliebter 4.

Anonym, Ungarn. — Wir werden gern Ihre schönen und interessanten Vaterland berücksichtigen, sobald ein willkommenes Beitrag uns hierzu Gelegenheit bietet.

Dr. L. Odessa. — Das älteste Buch der Welt dürfte doch der jahrhundert von uns erwähnte „Papyrus Prisse“ sein, der einer der wertvollsten Schätze der National-Bibliothek in Paris bildet. Der Papyrus wurde von Herrn Prisse in einem thebanischen Grabe entdeckt, außer diesem Buche auch die Mumie eines Mitgliedes der ersten israelitischen Dynastie enthielt. Schon dieser Umstand verweist den Ursprung der Schrift mindestens in das fünfundzwanzigste Jahrhundert v. Chr. aus dem merkwürdigen Buche selbst geht aber hervor, daß es aus der weit ältesten Zeit, nämlich der der Regierung des Königs Assa, herkommt.



4. Kronleuchter.